

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke

Der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Wochenausgabe

Nummer 11

Sonntag, den 10. Februar 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Febr. (Sonntag Quinquagesima):
Scholastika; Montag, 11. Febr.: Erscheinung Maria
in Lourdes; Dienstag, 12. Febr.: Eulalia; Mittwoch,
13. Febr.: Cosmor; (Mittwoch); Donnerstag,
14. Febr.: Valentinus; Freitag, 15. Febr.: Zankin;
Samstag, 16. Febr.: Dnesimus Juliana

Sonntag Quinquagesima

(Evangelium des hl. Lucas 18, 31-43)

In jener Zeit nahm Jesus die Schwel zu sich und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinaus nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angepöbeln werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen; es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder an dem Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre. Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikommt. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die Vorangegangenen, fuhrten ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: Was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk das es sah, lobte Gott.

Die Feinde Jesu

Auch für unsere heutige Vorabendbesprechung stellen wir uns wie am vorigen Sonntage im Heiligtum des Kreuzes auf Kalvaria und schauen voll Mitleid auf unseren guten Heiland, wie er in tiefstem Elend und in der bittersten Verlassenheit am Kreuze hängt und auf uns herabschaut. Seiner Gottheit hat er sich ganz übergeben, wie ein ohnmächtiger Mensch stellt er sich dar. Dieses Leid ist über ihn gekommen, nichts ist ihm erspart geblieben. Das vorige Mal haben wir als nächste Ursache des bitteren Leidens des Heilandes die feindliche Tätigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten festgestellt, die in ihrem Hass gegen den Erlöser nicht eher ruhten, bis sie ihn am Kreuze hängen sahen. Die Hand dazu bot ihnen einer der Jünger des Herrn, der unglückliche Judas, der aus schmutziger Habgier sich verleitete ließ, den Feinden Jesu den Ort zu verraten, wo er leicht gefangen und in die Gewalt des römischen Heeres gebracht werden konnte. Judas und die Feinde Jesu, das waren die unmittelbaren Ursachen des Leidens und Sterbens des Heilandes. Die mittelbaren Ursachen gehen aber weiter. Sie liegen in dem Meer von Sünden und Lasten der Menschheit, die der Gottmensch sühnen wollte. Alle Menschen also, die jemals mit Sünden befallen waren und in

Zukunft sein werden, tragen Schuld an jenen schuldigen grausamen Vorgängen auf Golgatha.

1. Wie ein breiter sturmhafter Strom ergießt sich vom Paradiese aus die Blut der Sünden, in die sich die Menschheit stürzte. Seitdem die erste Sünde im Paradies jene Mauer unnerissen hat, die gegen die Leidenschaft und böse Begierlichkeit aufgerichtet gewesen war, gab es keinen Halt mehr auf der abschüssigen Bahn. Schon die Stammeltern mußten an ihren eigenen Kindern die Verwüstungen beobachten, die ihre eigene Sünde in der Seele des Menschen angerichtet hatte. Es war wohl eine harte Buße für Adam und Eva, als ihr Sohn Abel ihnen zugebracht wurde, tot, ermordet von dem eigenen Bruder. Ueber neunhundert Jahre lebten die Stammeltern. Dieses hohe Alter betraf ihnen Gott nicht nur in der Absicht, daß sie ihre Nachkommen bis in ferne Geschlechter über die Offenbarungen des Paradieses mündlich belehren sollten, sondern auch damit sie das Elend und Unglück der Sünde an der Verkommenheit und Vastbarkeit der Menschheit ermessen konnten. Wenn wir die ersten Bücher der hl. Schrift durchlesen, dann verstehen wir, wie der Born Gottes über die Menschheit kam und das große Strafgericht der Sünde schickte. Alles Fleisch hatte seinen Weg verberbt, mit diesen Worten kennzeichnet die hl. Schrift die allgemeine Verbreitung der Sünde und zugleich die Art dieser Sünde. Es war die Unmenschlichkeit in all ihren Formen, in die die vorhistorischen Völker verstrickt waren.

Das große Strafgericht, aus dem allein Noe mit seiner Familie gerettet wurde, verbannte die Sünde nicht von der Erde. Schon einer der Söhne Noes, Cham, verführte sich in göttlicher Weise und wurde der Stammvater eines Volkes, das noch jetzt in seiner übergoßen Weichheit der Sünde Chams, der Unmenschlichkeit, in den greulichsten Formen andeingegeben ist, wie die Negronen Afrikas übereinstimmend berichten. Götzendienst und Vaster waren nach der Sünde bald wieder im Schwunge und so allgemein verbreitet, daß sich der Herr gezwungen sah, aus den Völkern der Erde sich eines auszufordern und es auf besondere Weise zu führen, damit die wahre Gottesverehrung und die Erkenntnis der Offenbarungen Gottes der Menschheit nicht verloren ging. Dieses auserwählte Volk war das Volk der Israeliten, begründet durch die Stammvater Abraham, Isaac und Jakob und deren Nachkommen in Ägypten und Kanaan. Durch Moses ließ der Herr eine bis ins einzelne gehende politische und religiöse Verfassung und Familienordnung feststellen. Aber alle diese Führungen und Weisungen vermochten das wandelnde Volk nicht dauernd an die Gebote Gottes zu fesseln, und oft mußte der Herr gewaltig eingreifen, und die Ruchrute schwingen, um das pflichtvergessene Volk zur Einhaltung des eingegangenen Bundes zurückzuführen. Alle diese Sünden des Volkes Israel wie des ganzen Menschengeschlechtes scharte auf dem unglücklichen Jesus, für sie alle hatte er zu leiden, zu büßen, genugzutun. Sie alle waren also schuld an den furchtbaren Qualen, die Jesus vor und bei seiner Kreuzigung auszustehen hatte.

2. Da der Heiland nicht bloß seine Zeitgenossen, sondern alle Menschen retten wollte, so wollte er auch die Sünden der späteren Geschlechter sühnen und seinem himmlischen Vater schon im voraus dafür Sühne anbieten. Daraus folgt, daß alle späteren Sünden der Menschen mit Schuld tragen an der schmachvollen Erniedrigung Jesu in seinen Leiden. Ist seit Christi Geburt die Sündhaftigkeit der Menschen vermindert? Werden jetzt weni-

ger Sünden begangen? Der größte Teil der Menschheit steht auch jetzt noch außerhalb des Christentums und ist dem Heidentum mit all seinen Greueln ergeben. Von den beinahe 60 Millionen zählenden Christen bekennen sich etwa nur 300 Millionen zur katholischen Kirche. Ist die Sünde unter Katholiken viel eher unbekannt?

Wir wissen alle, daß das nicht der Fall ist, daß auch unter uns, obgleich wir das Licht des wahren Glaubens, der heiligen Sakramente, des hl. Messopfers und der zahlreichen Sakramentalien haben, die Sünde nicht gestorben ist. Wieviel Leichtsinns, Gleichgültigkeit, Bosheit, wieviele Verachtung der Gebote Gottes und der Kirche ist auch unter uns Katholiken noch anzutreffen! So hat die Statistik unter anderem festgestellt, daß in unserer nationen dreimal das Vaster der Beschneidung der Kinderzahl in unseren katholischen Ehen durchaus nicht weniger verbreitet ist als in protestantischen Ehen. Wir haben durchaus keinen Grund, in pharisaischer Selbstüberhebung auf unsere andäugigen Mitmenschen herabzuschauen, sondern wir wollen in Gehässigkeit unserer Schuld an unsere eigene Brust schlagen und an unsere eigene Besserung denken.

All diese Sünden der Katholiken und Nichtkatholiken lasteten auf den Schultern des Heilandes, als er seinen schweren Gang an den Desberg antret und sein Leiden begann. Er alle waren als Schuld an den furchtbaren entsetzlichen Greueln, die er über sich ergehen ließ.

Und wenn wir erst die Zeit nehmen, in der wir gerade leben, die Zeit des großen Weltkriegs, der wie eine zweite Sintflut über die Menschheit gekommen ist, können wir da vielsagen, daß sie eine Zeit der Heiligkeit und Sündenlosigkeit ist? Wohl hat diese große Zeit bei vielen Menschen Gewaltiges hervorgebracht, Taten großer Gottes- und Nächstenliebe, heroischer Aufopferung, entsagungsvoller Hingabe, gewaltiger Opfer an Vermögen, Kraft und Leben. Taten, die im Lichte der Ewigkeit betrachtet, angesehen dastehen, und die unser Herrgott gebührt hat im Buch des Lebens und die vereint mit den Tugenden des Himmels aufgewogen werden, auch wenn sie ganz im verborgenen geschahen. Aber auf der anderen Seite, wieviel Sündliches, Gemeines, Unwürdiges, Vollerhaftes, schwer Sündhaftes ist durch den Krieg ans Licht gekommen, böse Taten vor der Front und hinter der Front, dabeim und draußen, bei unseren Feinden wie bei unserem Volke, geheim und offen, bei Tage und im Dunkel der Nacht. Und wie man sieht und beobachtet, schwillt die unheimliche Blut der Kriegssünden immer noch an. Die Ausbeutung der Not des Nächsten, die rücksichtslose Selbstsucht, sinnlose Feindschaft frisst am Marke unseres Volkes und geraubt es zum großen Teil der Früchte und der Erträge dieses Krieges.

Jeder, der Sünde tut, ist ein Feind Jesu, sein Gegner und Widersacher, auch wenn er das nicht ausdrücklich erklärt. Denn die Bestimmung eines Menschen beurteilt man nicht nach seinen Worten, sondern nach seinen Taten. Wer die Gebote Gottes verachtet, sich nicht an sie hält, tut, als seien für ihn gar nicht da, verachtet dadurch die Autorität Gottes. Mit den Geboten und Ordnungen der Kirche verhält es sich grad so. Die Kirche hat die ausdrückliche Gewalt, im Namen Gottes Gesetze zu geben, und die Gläubigen zur Beobachtung dieser Gesetze zu verpflichten. Also ist auch der ein Gegner, ein Feind Jesu, der sich nichts macht aus den Kirchengesetzen. Und all diese Feinde Jesu, die vergangen wie die lebigen und die späteren, haben seinen Tod und sein bitteres Leiden verursacht, haben

sich unter die Pharisäer und Schriftgelehrten, unter die Soldaten und Knechte des Landpflegers Pilatus gemischt, die auf dem Kalvaria beisammen waren, haben zugeschaunt, Handdienste geleistet und gar nichts getan, Jesu entsetzliches Leiden zu lindern.

3. Nun kniee nieder am Kreuze und drücke dem Heiland, der so schwer leiden muß, dein herzlichstes Mitleid aus. Sage ihm, wie es dir wohl tue, daß er so viele Gegner und Feinde unter den Menschen habe und wie so wenige daran denken, seine Leiden, seine Bein erträglicher zu machen, ja, wie so manche sich fast ein Vergnügen daraus machen, auf den armen, geknechteten, rechtlos behandelten Jesus loszubämmern, seine Ehren zu verspotten, seine Anhänger zu verfolgen, seine heilige Kirche zu verunglimpfen und ihre Tätigkeit zu behindern. Bleibe aber nicht bei diesem Mitleid stehen. Wahres Mitleid rafft sich zu Taten auf. Deine Tat bestrehe darin, daß du einmal Sorge trägst, daß die Zahl der Feinde Jesu sich nicht noch vermehre, zunächst auf deiner Seite. Du selber also hüte dich durch die Sünde, namentlich durch die schwere Sünde, wieder Jesu Feind zu werden und sein Leiden zu vermehren. Auch deine Sünden haben sein Leiden, seine Schmerzen gesteigert, ihm das Herz gebrochen und ihm in den Tod geführt. Er erwartet von dir, daß du nicht wieder eine solche Tat begehst, zumal er dich mit zahllosen Gnaden und Wohlthaten überhäuft hat und dich auch weiterhin nicht aus dem Auge verlieren, sondern mit allen Mitteln dein Glück und deine Zukunft fördern will.

Dein werktätiges Mitleid mit Jesu Leiden bestrehe weiter darin, daß du dazu beiträgst, daß Jesu Werk, Erlösungstat von jüdischer vielen Menschen erkannt, anerkannt, gelobt und gewiesen werde, daß die Freunde Gottes immer zahlreicher und seine Feinde immer weniger werden. Zunächst denke ich da nicht an das große Missionswerk der Heidenbekehrung, sondern an die Verbreitung des Reiches Gottes in der Heimat, in deinem Heimatdort, in deiner eigenen Familie. Bietet sich da nicht täglich und noch öfter Gelegenheit, durch ein gutes Wort, durch eine freundliche Einladung, eine Geistlichkeit oder sonst einen Liebesdienst ein gutes Werk zu fördern, eine Sünde zu verhüten, für eine gute Tat einzunehmen und allen, die mit dir in Berührung kommen, durch dein eignes vorbildliches Leben zu zeigen, daß du Jesu Freund bist und von ihm nur Gutes erhältst. Mache einmal darauf und mache einmal den Anfang. Es wird dir nicht immer gelingen, jeden Tag abends bei der Erinnerung an die Ereignisse des Tages einen Erlös zu verzeichnen. Aber laß dich das nicht verbrießen. Aller Anfang ist schwer, auch dieses Werk muß gelernt und geübt sein. Auch wenn du einmal so gar Mißerfolg hättest, stehe nicht von dem Werke ab und sage nicht verbrißlich: Ach, was soll ich mich um andere Leute bekümmern. Jeder denkt zuerst an sich und die andern sollen sehen, wie sie mit unserm Herrgott zurecht kommen. Nein, nicht so, das wäre selbstsüchtig, unedel gedacht. Jeder Widerstand, der dich bei deinen guten Werken trifft, soll nur dazu beitragen, erst recht alles anzubieten, um den Widerstand zu überwinden und das gute Werk aufs neue zu probieren.

Die Fastenzeit steht vor der Türe. Widme diese Zeit und weibe sie dem Andenken an deinen gekreuzigten Heiland, und zwar in der Form, daß du in deinem eignen Tun und Lassen alles hintanhälst, was ihn kränken und ihm wehtun könnte, dann aber auch, indem du, soweit dein Einfluß reicht, dasselbe bei anderen tust, die Sünde verhinderst, die Tugend förderst.

Was für eine Genugthuung wird dich am Ende deines Lebens beselen, wenn du dem Heiland recht viele Freunde zugesüßt hast. Ob dann der Heiland, wenn du vor ihn trittst, daran denkt? Ja, freilich wird er daran denken, wenn er seine Heerschaaren mustert und sie durch dein Werk vermehrt sieht. Dann wirst du vor der ganzen Welt als sein Freund dastehen und ganz besondere Ehre und Auszeichnung ernten. Wende dich auch an Maria, die Mutter deines Heilandes. Sie steht unterm Kreuze und muß alles mit ansehen, was seine Feinde mit ihrem Sohne machen. Noch nie hat eine Mutter ähnliches

ausgestanden, wie damals Maria unterm Kreuze. Geworden ist sie die Königin der Martyrer, die Mutter der Schmerzen. Bitte sie um ihren großen Einfluß bei ihrem Sohne, er möge bewirken, daß du niemals etwas tust, was ihrem Sohne wehtun könnte, daß du tapfer und Hartmütig alles trägst, was die Freunde Jesu nun einmal tragen müssen, und daß du niemals wankend werden mögest in der Nachfolge Jesu. Vpe.



Die hl. Euphrosyne Getrennt und doch geeint

11. Februar.

„Wer Vater und Mutter verläßt um meines Namens willen, der wird das ewige Leben ererben.“ (Matth. 19, 29.)

Jungfräuliche Seelen sind die Lieblinge des Heilandes. Darum gilt die Tugend der Jungfräulichkeit so viel bei guten Christen, daß sie jedes Opfers wert erachtet wird. Ein Beispiel solch heroischen Opfersinnes gibt uns die hl. Euphrosyne.

Euphrosyne, die einzige Tochter eines edlen und reichen Bürgers von Alexandria, erstente sich einer guten, christlichen Erziehung. Das zarte blühende Mädchen wuchs in aller Bescheidenheit und Tugend zur schönen lebenswürdigen Jungfrau heran. Der stille Geist der Ordnung, der ihr elterliches Haus durchwehte, die mit den Lehren ihrer gemütreichen Mutter, das erhabene Beispiel so vieler Männer und Frauen, die um des Himmlerreiches willen alles Irdische verlassen, übten auf die Jungfrau einen unwiderstehlichen Einfluß. Die Welt hatte für sie keine Knospen und Blüten, keine Blumen und Früchte, keinen Liebeszauber, keinen Herzenshahn. Das alles konnte ihren heißen Hunger, ihren brennenden Durst nach innigerer Liebe Gottes nicht stillen: Euphrosyne verlangte nach Gott — nach Gott allein.

Die seltenen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens waren ein Magnet, der alle männlichen Herzen an sich zog. Ihr Vater wollte sie einem jungen Manne vermählen, der durch Geburt, Reichtum und Lebensstellung in seine Pläne paßte, aber Euphrosyne konnte und wollte nicht untreu werden dem Geliebten, den ihre Seele sich erwählt.

Ein harter, schmerzlicher Kampf tobte in ihrem kindlichen Herzen. Die rührendsten Bitten prallten ab an dem eisernen Sinn des Vaters. Die heißesten Tränen erweichten ihn nicht. Er kannte nicht die Tiefe des weiblichen Gefühles, nicht die Hochmacht der religiösen Begeisterung. Sein Aug' und Sinn ging nur auf das materielle Behagen des Lebens. Wohl gewahrte er, wie das Herz seiner Tochter, einem vom Frost verkehrten Blumenkelch gleich, sich immer mehr verschloß; wohl bemerkte er, wie sie in stiller Trauer allen Jugendgenüssen sich entzog; wohl sah er, wie die Rosen ihrer Wangen erblühen, wie die Strahlen ihrer Augen verglommen, — aber er meinte, Mädcheninn sei beweglich wie Wind und Welle. Eifrig betrieb er die Anstalten zur Vermählung und setzte den Tag der Feier fest.

Durste Euphrosyne nachgeben? „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ — Sie entschloß sich zu einem verzweifelten Mittel: Eines Morgens erschien Euphrosyne nicht zum gemeinschaftlichen Mahl, nicht zur Anordnung des Haushaltes, man suchte sie mit Besorgung in und außer dem Hause und fand sie nicht. In dem Dunkel der Nacht war sie entflohen. Der Schmerz des geäuschten Vaters war grenzenlos. Er weinte und jammerte, klagte sich in bitterer Reue der Härte an. Ueberall ließ er Nachforschungen anstellen, alle Straßen und Ausgänge besetzen, später in allen Nonnenklöstern Nachfrage halten.

Alles blieb fruchtlos, denn Euphrosyne ließ das reiche Haupthaar unter der Schere fallen, legte die Frauenkleider ab und hüllte sich in ein unscheinbares Gewand, wie es Männer gemeinen Standes trugen. So kam sie, Verblecht und Namen verleugnend, zu einem nahen Kloster, bat mit solcher Bescheidenheit und Demut um

Aufnahme, daß der Abt ihr holl Nahrung die Bitte gewährte. Die achtzehnjährige Jungfrau erhielt als „Bruder Smaragdus“ jetzt Anweisung über die Vorschriften der Regel und die Übungen des klösterlichen Lebens von einem alten Mönche.

Nach vollendeter Prüfungzeit bezog sie eine abgesonderte Zelle. Hier besuchte sie öft'r ihr greiser Lehrer und versorgte sie mit kimmlichem und irdischem Brote.

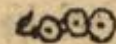
So lebte sie glücklich in ihrer stillen Abgeschiedenheit. Vom Kummer gebeugt, kam auch öfter ihr Vater zum Kloster. Es war dem Verlassenen ein süßer Trost, zu sehen, mit welcher heiligem Frieden, mit welcher heftiger Freude diese gottseligen Brüder ihre freiwilligen Entbehrungen trugen. Besonders hörte er von dem edlen Anstand, dem zartfümmigen Wesen des „Bruders Smaragdus“. Er bat um Erlaubnis, ihn sehen und sprechen zu dürfen.

Als er seiner Tochter vor die Augen trat, umzog eine leichte Röte ihr bleiches Angeischt, hob sich ihr die Brust bewegter unter dem rauhen Bewande, aber sie hütete ihre Augen, beherrschte den Ton ihrer Stimme und drängte die aufwallenden Gefühle zurück, um sich nicht zu verorten. Noch öfter erstente sie der alte Vater mit seinem freundschaftlichen Besuch. Eine g'hoime Macht, eine ihm unerklärliche Liebe zog ihn immer wieder zu dem Bruder Smaragdus hin. Sein ganzes Herz eröffnete er ihm, teilte ihm das Leid und die Reue seines Lebens mit und gina immer gestärkt und getröstet von bannen. Achtunddreißig Jahre waren seinen Schrittes vorübergegangen. Euphrosyne erkrankte, ließ den Vater zu sich entbieten, umfing ihn mit den schwachen Armen, legte das matte Haupt an seine Brust und sprach unter einem Strom von Tränen: „Meine Stunde ist gekommen, aber ich kann nicht scheiden ohne Lebewohl von dir. Mein teurer Vater, sieh mich an, erkennst du dein Kind auch in diesem feierlichen Augenblick nicht? O dein Herz hat schon lange mich er'annt, nur dein Auge war gebunden. Sieh, der Himmel hat mich hierher geführt, Gottes Wille war es so; darum verzeihe mir das kurze Leid, dort sehen und genessen wir uns ewiglich. Deinen Segen mir und Gottes Frieden dir!“

In seinen bebenden Armen, unter seinen Tränenflüssen verschied sie. Es geschah um die Mitte des fünften Jahrhunderts.

Unbeschreibliches Aussehen machte dieses Ereignis. Mit großer Feierlichkeit wurde die Leiche beigelegt. Der Vater verließ die Welt, bezog die alte Zelle der Tochter und wartete mit wehmütiger Sehnsucht auf das selige Wiedersehen.

„Frommt es nicht, der Welt zu leben,
Tut es not, der Welt zu sterben. —
Glücklich, wer von ihr geschieden
Eine Siedelei sich baut,
Und vom Gartenfeld am Walde
Reiblos in das Wirtsal schaut.“ (B. Weber.)



Sonntag Quinquagesima

„Wir geh'n hinauf nach Salems Höhen,
Und sieh', am Menschenohn wird dort
Nun alles in Erfüllung gehn
Nach der Propheten Seherwort.“

„Man überliefert ihn den Heiden,
Er wird gegeißelt, Schmerz und Schmach
Und bitterm Tod wird er erliden,
Doch aufersteh'n am dritten Tag.“

So spricht der Herr: die zwölf verheßen
Nicht, was Er sagt vom Menschenohn:
Sie hofften, siegreich ihn zu sehen,
Als König hehr auf Davids Thron.

Wir aber, Herr, versteh'n und wissen,
Wie Du durch Schmach und Kreuz und Leid,
Als unser Schuldbrief war zerrissen,
Eingingst in Deine Herrlichkeit.

Wir haben auch Dein Wort gehört:
„Wir folget auf dem Kreuzespfad!“
Doch wir, die blind und weltbehöret,
Verzagen, wenn ein Leid uns naht.

Sohn Davids! zeig' uns, wie dem Blinden
Bei Jericho, Dein Angeischt!
Und laß den rechten Pfad uns finden:
Durch Kreuz und Nacht zum Heil und Licht!

Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Das „Spötkiefen“ in Westfalen II.

Am 30. Mai 1908 brachte die „Dünabrucker Volkszeitung“ der Sache nach folgenden Bericht, der sehr geeignet ist, uns eine ziemlich vollständige und klare Vorstellung vom „Spötkiefen“ zu geben:

„Im nordwestlichen Teile Westfalens lag ein einfaches, stilles Dorf, umgeben von einigen Bauerschaften. In dasselbe zog gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Pfarrer ein, der einer angesehenen Beamtenfamilie des Oldenburgischen Münsterlandes entstammte. Zwei Brüder des jungen Pastors waren ebenfalls Priester: einer war Benediktiner in Jürg, der zweite Kanonikus im Kreuzherrnstift zu Bentlage bei Rheine. Der jüngere Bruder des Pastors war noch Studiosus. Er pflegte die Ferien im Pfarrhause zuzubringen.

In dem Pastor kam bald ein Mitglied der Gemeinde, welches man den „Spötkiefen“ oder auch Neolen Bernd (Bernhard) nannte. Er klagte dem Pfarrer, daß er von Gesichten behelligt sei und mande Nacht hinaus müsse, von unverständlicher Gewalt getrieben, um klar und deutlich draußen zu sehen, wie ein Leichenzug vorübergehe, oder wie die Feuergarben aus einem Gebäude hervorzuströmen. Noch vieles andere müsse er sehen.

Wenn er an Täuschung glaube, so bete er. Wenn das Gesicht schwindet, dann wisse er, daß die Sache nicht klar sei. Blicke aber das Gesicht, dann gehe es um so eher in Erfüllung, je klarer und deutlicher er es sehe. Oft sei er in der Nacht an ein Haus herantreten, das ihm wie in Feuerlicht erhellung erschienen, und jedesmal habe sein Gefühl ihm gesagt, ob eine Feuerbrunst oder einen Todesfall. Häufig genug lege er auf seinen gewöhnlichen Gängen einem Leichenzuge. Deutlich erkenne er den Führer des Leichenzuges und die Leidtragenden. Oft betrete er ein Haus oder einen Hof und sehe vor sich im Hausflur oder auf der Tenne den offenen Sarg. — Es war Sitte, den Sarg erst zu schließen, wenn die Einsegnung der Leiche erfolgt oder wenn der Sarg auf den Leichenwagen gehoben werden sollte.

Solche und ähnliche Gesichte erzählte der nicht mehr junge „Seher“ dem Pfarrer und hat, doch mit ihm zu beten, daß die für ihn so arge Seelensplage von ihm genommen würde. Wie der Pfarrer erfuhr, stand Bernd in dem Hause echt christlichen Wandels und einer fernigen Frömmigkeit. Er hatte keinen Feind in der Gemeinde, denn auch jung und alt mit einer gewissen Scheu auf den still dahinvandeienden Mann mit den ersten Zügen und den wie in sich gelehrten hellblauen Augen blickte. Der Pfarrer hatte somit ein lebhaftes Interesse für Bernd's Seelenleben und sah es nicht ungern, daß dieser einige Male abends zu ihm kam, um ihm zu berichten. Auch die Mutter des Pfarrers, eine sonst sehr reservierte Dame, sowie sein Bruder aus dem Kloster Bentlage, ein anderer Bruder, ein fürstlich münsterscher Offizier und der jüngere Bruder, der Studiosus, hörten gerne zu.

Das in etwa freundschaftliche Verhältnis, in welches nach und nach der bescheidene Seher zum Pfarrer getreten war, hätte bald einen gewaltigen Riß bekommen: Eines abends sah der Seher am Küchenamine des Pastorates. Da trat ein Fingergessener des Ortes herein und sagte spöttisch: „Na, Bernd, welche Lügengeschichten erzählst du wieder dem Heerohm?“ (dem Pfarrer) Eine Weile schaute Bernd ruhig den Sprecher an. Dann sagte er: „Du freiest nach der Annetrine, aber du bekommst sie nicht.“ — Zornig sprang der Spötter auf und versetzte erregt das Pfarrhaus. — Die Annetrine hatte die bevorzugte Stellung einer Bekröhten. Sie war allgemein beliebt, lebhaft, klug und außergewöhnlich häßlich.

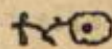
Als nun Bernd mit dem Pfarrer und dessen Mutter allein war, fragte der Pfarrer denselben: „Ja, wer heiratet denn die Annetrine?“ — Der Seher erwiderte: „Verlangt nicht, Heerohm, daß ich es Euch sage.“ Weil der Pfarrer es aber verlangte, so teilte Bernd ihm mit, daß der Studiosus, der jüngere Bruder des Pfarrers, die

Annetrine heiraten würde. „Ich habe sie gesehen“ — sagte Bernd — „am Hause ihres Vaters.“ Sie (die Annetrine und der Studiosus) standen neben Eurem Bruder am Herd. Die Trauzeugen standen rings herum, und Ihr, Heerohm, standet auch dabei und zündetet Eure Pfeife an. Die Braut trug ein grau seidenes Kleid, das in der Sonne glänzte.“

Die Eröffnung war nun dem Pfarrer nicht unangenehm, noch weniger seiner Mutter. Es wurde beschlossen, daß der Studiosus in absehbarer Zeit das Dorf nicht wieder besuchen sollte. Das geschah dem auch. Der Studiosus blieb fern. Aber Annetrine und er hatten sich nicht vergessen. Eines Tages bekam der Pfarrer Mitteilung von dem betreffenden jüngeren Bruder, daß er sich mit der Anna Katharina verlobt habe und im Hause ihres Vaters als Kaufmann bleiben wolle. Die Sache war an und für sich nicht schlimm und auch nicht mehr zu ändern. „Aber seinen Willen soll der Seher doch nicht haben“, dachte der Pfarrer. Er schenkte seiner künftigen Schwägerin, die von der ganzen Vorgefichte nichts wußte, ein schönes braunseidenes Kleid mit der dringenden Aufforderung, es am Hochzeitstage zu tragen.

Der Tag kam heran. Die Braut hatte das braunseidene Kleid angezogen und stand fertig zum Kirchzuge. Ein Dienstmädchen beleuchtet mit der Decklampe noch einmal den Anzug der Braut, stolpert, und das Öl der Lampe ergießt sich über das Seidenkleid. So kam die Braut im grau-seidenen Kleide zur Trauung. Als der Pfarrer nach dem Gottesdienste das Brauthaus verließ, staunte er nicht wenig, erfüllt zu sehen, was Bernd vorhergesagt. Noch hat er sich von seinem Staunen nicht erholt, da kommt auch Bernd herein, seine Glückwünsche abzustatten.

Je mehr Kultur und Verkehr voranschreiten, je mehr das kalte Verstandesleben zuporwächst über das Gemütsleben, je mehr der harte Existenzkampf die Menschen hineinreißt in die Wirbel des Lebens, je mehr die Menschen unruhiger und nervöser werden — desto weniger ist Raum für „die Stillen im Lande“, für die „Spötkiefen“ in Westfalen. Aber ganz schwinden wird es nicht, weil es auf dem Seelenleben beruht. Solange es im Lande des weißen Sachsenrosses noch grüne Berge, weite Heiden und ausgedehnte Weiden geben wird, solange wird auch das „Spötkiefen in Westfalen“ immer wieder in die Erscheinung treten.



Der Schutzengel

In einem Dorfe lebte vor einigen dreißig Jahren eine sehr brave Familie. Der Mann war ein Tagelöhner und näherte seine fünf Kinder redlich durch seiner Hände Arbeit, wobei ihn seine Frau nach Kräften unterstützte. Dabei waren die Leute gute und fromme Christen. Kein Sonntag verging, ohne daß nicht beide mit ihren Kindern im Gotteshause sowohl des Morgens wie des Nachmittags zugegen gewesen wären. Am Morgen mußteten die Kinder gemeinschaftlich ihr Morgenbet verrichten, vor und nach Tisch wurde gebetet. Wenn der Vater abends von der Arbeit nach Hause kam und das Abendbrot genossen war, so mußte eins von den Kindern eine schöne Geschichte oder etwas aus einem frommen Buche vorlesen. Wollte man dann zu Bett gehen, so berichtete man gemeinschaftlich das Abendbet und empfahl sich dem Schutze Gottes. Jedermann hatte auch darum die Familie lieb, und alle verlangten den Mann wegen seiner Redlichkeit und seines Fleißes zur Arbeit.

Doch war es nicht immer so in der Familie gewesen. Einige Jahre vorher sah es noch ganz anders aus: da wurde nur wenig und fast gar nicht an Gott und sein Gebot gedacht, fast alle Tage hatten die Eheleute unter sich Streit und Zank, und niemand wollte gern mit ihnen zu schaffen haben. Woher war denn diese Veränderung gekommen?

In der Zeit, wo die beiden Eheleute noch häufig mit einander hadereten, kam eines Abends der Mann etwas angetrunken nach Hause. Die Frau war schon gewohnt, ihren Mann so zu sehen, und schalt ihrer Getrohntheit gemäß recht derbe drauf los. Der Mann ließ es sich gefallen, sagte nur wenig und sah ziemlich still da. Das Abendessen wurde aufgetragen, und siehe, hierbei sollte der ganze Zorn des Mannes losbrechen. Die Frau hatte nämlich ein Gericht bereitet, welches ihm schon sonst nicht recht mundete, und wozu er jetzt gar keinen Appetit zu haben schien.

„Es ist doch großartig!“ sagte er, „den ganzen

Tag muß man sich quälen und haben dann am Abend noch nicht einmal ein ordentliches Essen.“ Doch nahm er den Löffel und probierte, als er aber die Kartoffeln in der Suppe ziemlich hart fand, legte er den Löffel wieder hin und hing an, recht derbe zu schimpfen.

Die Frau ließ sich überhört auch nicht lang nötig an, sie schimpfte wieder und reizte dadurch den Mann so sehr, daß er aufsprang und ihr einen derben Schlag verlegte. Das war zu viel! Zank hatte es in der zwittrigen Ehe zwischen den beiden Eheleuten manchen gegeben, aber vergriffen hat sie sich der Mann an der Frau noch nie. Bezeichnete sie sie an einen Stuhl nieder, mit Entsetzen, Mut und Verzweiflung im Herzen. Die armen Kinder, die er vier an Tisch sahen, weinten laut, als sie diesen Vortall sahen, was selbst der kleine Säugling in der Wiege schrie laut auf. Das zweitjüngste Kind, ein kleines Mädchen von vier Jahren, kam und wollte sich an die Mutter anschmiegen, als es dieselbe weinen sah, doch ließ sie es unwillig von sich. Schwiegend sahen alsdann die Kinder in der Ecke und schienen nicht begreifen zu können, warum Vater und Mutter so verfahren. Die Frau schickte die Kinder zu Bett, die Kartoffelsuppe blieb auf dem Tisch stehen und wurde nicht gegessen.

Am anderen Morgen stand man auf, ohne sich einen guten Morgen zu wünschen, die Frau dachte Koffer, der Mann trank in der Stube, die Frau in der Küche. Frau Wort wurde gewechselt. An diesem Tage hatten die beiden Leute ihre Kartoffeln einerseits wollen, all in daraus wurde für heute nichts. Der Mann blieb zu Hause und machte sich anderweitige Beschäftigung, die Frau indes ging stillschweigend mit einer Kiste, einem Beien und einem Sieb aus dem Hause. Der Mann dachte, sie wolle zum Nachbarn und ließ sie gehen, ohne zu fragen, wohin sie wolle. Die Frau ging langsam dem Walde zu, niedergedrückt und lebensüberdrüssig. Dasselbst angekommen, setzte sie ihre Kiste nieder, nahm ihren Beien und begann ihr Werk.

So mochte es ungefähr Mittag sein, als sie ihren Beien wieder zur Seite legte und sich wieder setzte, um ein wenig anzurufen. Mühmütig nahm sie ihren Kopf in beide Hände, dachte über die Vorfälle am gestrigen Abend nach, weinte eine Weile in Weh und Mut, und begann dann laut zu reden: „Daß man sich so behandeln lassen muß! Ich sorge so redlich für ihn und seine Kinder! Es ist nicht zum Aushalten! Geschlagen werde ich wie ein Tier! Nur er soll es bald bereuen, er soll erst einmal einschauen, was er an mir gehabt. Ich will mich nicht mehr von ihm quälen lassen. Das ist bald geschehen, nur einen Augenblick!“

Mit diesen Worten stand sie auf, band den Strich von ihrer Kiste los, ging auf den nächsten Baum zu und versuchte, den Strich um einen Ast zu schlingen. Es wollte zu ihrem Mergel nicht so leicht gelingen, doch sah er endlich fest. Als sie gerade im Begriffe war, sich den Strich um den Ast zu winden, hörte sie eine laute Kinderstimme: „Mutter! Mutter!“ rufen. Sie läßt daher von ihrem Werk ab und schaut nach der Gegend, woher der Ruf gekommen war. Ein kleiner Knabe von ungefähr zehn Jahren wird sichtbar, eilt auf sie zu und ruft: „Mutter, schon lange habe ich dich gesucht. Ich habe den ganzen Wald abgestreift. Es ist nur gut, daß ich dich gefunden habe.“

„Ach, dummer Junge“, sagte die Mutter ärgerlich, „du solltest lieber zu Hause geblieben sein.“ „Mutter, sei doch nicht mehr so böse. Sieh, der Vater hat so alles vergessen, er hat das Mittagessen gelocht, welches ich dir jetzt bringe. Komm, ich nur, es ist dein Leibgericht, es sind Linzen. Aber Mutter,“ ruft er fort, „da hängt ja ein Strich an dem Baume, was soll das?“

Fest schaute auch die Frau nach dem Baume, und ihr trübseliges Ausernehmen stand in seiner vollen Größe vor ihr. Sie war kaum der Sprache mächtig, und es kam ihr vor, als stehe der lebhaftige Teufel neben ihr.

„Nehmet Heinrich“, sagte sie, „mach den Strich los und dann komm' schnell. Wir wollen nun nach Hause gehen, es ist hier zu kalt.“

Dann nahm sie ihre Kiste, ließ den gesammelten Luchsvorrat liegen und ging mit dem Knaben nach Hause. Derselbe schaute seine Mutter verwundert an, als ob sie nicht verstände, und ging ruhig neben ihr her. Im Hause wurde sie von ihrem Mann, der seine Tat tief bereut hatte, freundlich empfangen. Doch war sie für heute viel zu ergriffen, als daß sie viele Worte hätte sprechen mögen. Sie legte sich trüb zur Ruhe und war für die folgenden Tage von einem Fieber befallen.

Am nächsten Sonntagmorgen stand sie trüb auf und ging zur Kirche, legte dasselbst ein reumütiges Bekenntnis von ihrem Frevel ab, und ging mit dem besten Vorsatze nach Hause, sich nie wieder solchen Entstellungen des bösen Feindes hinzugeben. Am Abend dieses Tages, nachdem die Kinder zur Ruhe gegangen waren, hat der Mann sie, ihm sein hartes Benehmen zu verzeihen, und sie erzählte ihm dann den Vortall im Walde und wie Gott ihren eigenen Sohn ihr als Schutzengel geschickt hätte, gerade in dem Augenblicke, als sie ihre Seele dem Teufel hätte übergeben

wollen, wäre der kleine einige Minuten später gekommen, so würde er sie schon an dem Baum hängend gefunden haben. Gott hätte ihr heute Morgen Verzeihung durch den Richter gegeben, er möge ihr nun auch verzeihen. Sie habe den heiligsten Vorbehalt gelassen, in Zukunft ein wahrhaftes Christenleben zu führen, und auch den geringsten Streit in der Familie zu vermeiden.

Diegerührt versprach der Mann dasselbe. „Meine liebe Gerte,“ sagte er, „Gott hat dich erhalten, Gott wollen wir jetzt auch dienen. Ich werde ebenfalls mein Unrecht ein, ich will in Zukunft keinen Schnaps mehr trinken, wodurch schon so mancher Streit entstanden ist.“ Beide Eheleute haben ihr Versprechen heilig und treu gehalten, und lebten seit der Zeit recht friedlich miteinander.

blühenden See und schlug vor Verminderung die Hände zusammen. „Best, daß so viel Schöns da oben eingeschlossen ist, soll hab i gar net g'wusst,“ sagte er. „Schaun S' Herr, da kimmt eben die Sonn' und steigt raus als wie ein feurig's Rad und um und um ist alles rosigrot. Ah — so eine Pracht!“

Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgeschichte von Felix Rabot.

(Nachdr. verb.)

Sie schlug das Tüchlein zurück — und ein blaßes, schmales Gesicht erschien, ruhte so friedlich auf dem grünen Tannenbruch, als ob der junge Jäger schlief.

„Gott geb' ihm die ewige Ruh'“ sagte Allmers und bedeckte das Gesicht wieder. „Sie aber, Frau,“ fuhr er leise fort, „müssen das Unglück mit Geduld und Ergebung hinnehmen und tragen —“

„O, mein armer Joseph, meine armen Kinderkinder! Nun haben sie keinen Vater mehr!“ jammerte die schmerzgebeugte Frau.

„Gott ist ihr Vater,“ sagte Allmers, „und gute Menschen werden sich ihrer annehmen. Nicht verzagen, Frau! Der Herr schlägt Wunden, aber er heilt sie auch wieder. Gott mit euch allen!“

Er ging zur Türe. Die Jägerfrau nahm einen Nachstock vom Fensterbrett und leuchtete ihm hinaus in den dunklen Flur.

Allmers drückte ihr ein Goldstück in die Hand. „Sie werden viele Auslagen haben,“ sagte er. „Dieser Sorge wenigstens werde ich Sie entheben. Die andern, schweren — die muß Gott Ihnen tragen helfen! Gott — und gute Menschen, auf deren Teilnahme und Hilfe Sie rechnen dürfen.“

Rasch verließ er das Jägerhäuschen, um sich den Dankesbezeugungen der Jägerfrau zu entziehen. Draußen nahm er Hansels Arm. „Mein lieber Allmer,“ sagte er, „es ist feststam, wie nahe Leben und Tod, Freud' und Leid beisammen wohnen. Hinter uns haben wir Tod und Leid — vor uns aber Glück und Freud'!“

„Herr, Sie reden auf einmal gar so g'waffig,“ sagte der Knecht. „Wo is denn a Glück? wo a Freud'? Ich seh' nix als dunkle Nacht um andumeinand —“

„Auf die Nacht folgt ein heller Tag, nach Leid kommt Freud', nach Sorg und Not kömmt das Glück seinen Einzug —“

„Wo denn, Herr, wo?“ ...

„In der Mühle.“

„A na na! ... Dös glaub ich net aufs erstemal. Da möcht ich eh zuvor wiss'n, wie das Glück ausschaut!“

„Werdets gar bald sehen, Hansl. Und jetzt hört mal: was sagt Ihr dazu, wenn die Mühle wieder in Gang köme, nie mehr stille stünde?“

Der alte blieb sich stehen und packte Allmers an den Schultern. Herr — Herr, was sagen S' da? ... Die Mühle wieder gehn? ... Na, na und na, lassen S' mich aus mit solcher Pöpperlei ... S' ja net möglich.“

„Es muß möglich sein, Hansl. Morgen soll die Mühle wieder gehen —“

„Herr — können S' vielleicht beren?“

„Nein. Aber mehr als heren kann ich: arbeiten, handeln! — Hansl, ich kenne das Geheimnis der toten Mühle und will sie zum Leben erwecken. Willst du mir dabei helfen?“ — Er drückte ihn vor lauter Freud'

„Freilich, freilich! Aber wie denn?“

„Ganz einfach — morgen in aller Früh steigen wir in die Berge. Du nimmst Pickel und Schaufel mit, auch Proviant — aber so, daß es niemand sieht. Das andere ist meine Sache.“

„Das läßt sich schied an, Herr! Ich seh' halt no allweil nix von Glück und Freud'!“

„Hansl, ungläubiger Thomas, wirit's schon sehen, wenns Glück da ist. Es hat boldene Augen, so groß als ein Mühlrad —“

„Na, na —“

„A na wahr! Im Mühlrad isit's, das Glück! Was meinst, was der Müller sagt, wenn sich's Rad auf einmal dreht und nimmer stille steht?“

„O mein, o mein — das wäre ja's reinste Wunder!“

Wunder! Sie, da tat der Müller wieder jung werd'n — und erit ich? Inzwischen tat ich — und laufen wie der flinkste Mühlerrufsch, denn ich bin allweil noch gut beisinander.“

„Hansl, alter — was meinst, wenn man die Mahlgänge füttern kömmt, mit Korn mein ich, daß sie zu mahlen hätten, wenn das Wasser kömmt. Das wär eine Ueberraschung für den Müller, meinst nicht?“

„Freilich, freilich! ... Aber das geht net! ... Bei uns wird eh so nur wenig Frucht gebaut, zwei Mahlgang und net mehr haben wir früher laufen g'habt, und in der ganzen Mühl sinden S' net a Sackerl Korn. Aber die Sägmühl — die hat allweil Arbeit grad g'nug g'habt, daß es fast net zu beschaffen war, ob's is a wahre Goldgrub'! ... Und mehrere Baumstamm' liegen noch in der Säge, einer is gar auf'schmalst auf's Lager und wenn man die Säg' einstellt, nochber kanns gleich losgeben —“

„Tu's Hansl, tu's!“

„Freilich tu ich's, in aller Fruah, aber — ob's Wasser kimmt, dös is halt die Frag'.“

„Es kömmt, Hansl, mein Wort darauf!“

„Nachher tu ich an Zuhöree!“

„Nein, heute Nacht nicht mehr! Der Müller darf nicht gewest werden — und sein Wortlein darist verraten, verhanden?“

„Ich sag kein Wort net, auf Ehr und Seligkeit! Aber morgen — da will i her erit sein, der aus Werk geht.“

„Gut, Hansl! ... Steht jetzt das Glück und die Freud'?“

„Ja, ja! ... Von den Bergen kimmt's hell wie Sonnenchein ... hat Gold im Mund! ...“

„Gut Nacht, Hansl! ... Und morgen um fünf Uhr — da steigen wir in die Berge!“

Siebentes Kapitel

Das Gewitter hatte sich in der Nacht verzogen, nur ein leichter Strichregen ging nieder. Als der Tag zu grauen begann, stand ein schöner, kühler Morgen über den Bergen, mit leinem Westwetter in der Luft und glitzernden, bunten Tropfen an Busch und Gesträuch, an Gräsern und auf dem grauen Gestein über das Allmers und Hansl topler emporgestiegen.

Der Knecht trug die Kraxen auf dem Rücken, in der Proviant, Pickel und Schaufel untergebracht waren; die eine Hand umklamerte der Bergstock, die andere hielt die von ihm unzerrennliche Wefie, die aber längst erloschen war. Nun nahm er sie aus dem Mund und steckte sie in den Janler. „Derrschastisagen noch 'mal,“ lenchte er, „fast kann ich nimmer beschneifen, so gach is der Berg, und meine alten Knochen rumor'n. Bin doch a alter Kraxler, tang nit mehr fürs Bergkraxeln. Deunt'n im Tal, da is mein Platz, das Bergsteig'n das überlass ich den Junge. Hehe, Herr Doktor, Jan wir no net bald droh'n?“

„Noch ein gutes halbes Stündchen, Hansl,“ sagte Allmers, der ein Paket über die Schulter gehängt, Reifel, Steinbohrer und Hammer in der Tasche, ruhig vorankam.“

„D jegerl, dös halb Stündel, dös temt ich! ... Dös hat der Fuchs g'messen —“

„Diesmal nicht, Hansl.“

Der Knecht schob ein Bröcklein Brot zwischen die Zähne und nahm aus dem Rucksack einen Schlud. „Geh'n wir halt weiter!“ sagte er und stieß den Bergstock ins Gestein.

Als sie das Plateau erreichten, mußte er sich erst sehen, um zu beschneifen. Dabei betrachtete er die Berge und den durch die Wälsche

Auch Allmers bewunderte den wunderbaren Sonnenaufgang, der die Berge in purpurne Schleier hüllte und den See wie einen großen, in allen Farben schillernden Opal erscheinen ließ — dann aber sprang er plötzlich gegen den See vor und lauschte. Er glaubte laute Schläge vernommen zu haben und hatte sich nicht getäuscht: dort drüben, wo das Wassertor vermauert worden war, stand einer, beobachtete die Mühle, schüttelte den Kopf; zwängte einen Felsbrocken in die Lücke und schlug mit einem Steine darauf los, bis er fest lag.

Rasch ließ Allmers seinen Pack zu Boden gleiten, warf seine Werkzeuge daneben und schloß die Hände. „Der herbeigekommen war, zu: „Leise, Hansl!“

„Staub sein, meinen S'? Warum?“

„Da bräben steht der Schuft, der das ganze Unglück in der Mühle verdrusdet hat. Den wollen wir packen — aber gleich fest, daß er nimmer auskommt.“

Hansl verstand zwar den Sinn dieser Worte nicht ganz, aber er begriff doch soviel, daß es sich um's Aufschlagen handle. Da stellte er rasch die Kraxen ab, spuckte in die Hände und faßte den Bergstock festher: „Bin schon derbei!“

Allmers ging rasch über den weichen Grasboden, auf dem seine Schritte unhörbar waren, und kam dem Manne an See ganz nahe. Er trug einen grauen Bodenanzug mit grünen Tüchstreifen auf der Achsel und an der Dose und ein grünes Sütchen mit Wärsflimm.

Jetzt wandte er sich um — und da vermochte Hansl nicht mehr an sich zu halten. Er schrie laut auf: „Maria und Joseph — der Martl! — der Müller-Martl!“

Als sich dieser erkannt sah, geriet er in eine sinnlose Wut. Er kam mit geballten Fäusten auf Allmers zu und rief: „Was schaffst denn ihr beid' hieroben? ... Euch soll ja gleich der T. holen.“

Allmers erwartete ihn hebenden Fußes. „Was machst denn du hier?“ fragte er und befreite auf die Mauer. „Auf solch einer Schledigkeit steht Zuchthaus“

Martl brüllte vor Wut. „So — also du hast's rausg'schmeckt, du lausiger Stadtfrad, du! Mart, ich komm dir, du Schnüßler — du ... Meinen Stuyen, wamm ich hält', all beid' tät ich juegputzen —“

Allmers hatte Martls Absicht, nach der Felsspalte zu eilen und seinen Stuyen zu holen, ercreat und vertrat ihm rasch den Weg. „Halt!“ donnerte er. „Erit steht du Rede für die Schwärzworte, bis du mir ins Gesicht geblendert hast —“

„Mir steh i dir!“ schrie Martl. „Niedererschlag'n tu ich dich, dös is meine Antwort!“

Damit sprang er auf Allmers zu, um ihn mit den erhobenen Fäusten niederzuschlagen. Aber Allmers trat einen Schritt zurück warj blitzschnell seine Arme um Martl's Brust und drückte sie ihm wie mit eisernen Fingern zusammen, daß dem Burtschen fast der Atem verging.

Ein langes, heißes Ringen folgte — Brust an Brust. Martl war Allmers an Körperkraft überlegen, aber dieser besaß mehr Gewandtheit und hatte seine Kräfte in Sport und Spiel geübt. So siegte endlich die „hohe Schule“ des Ringens über die rohe Kraft; Allmers faßte den leuchtenden Martl mit beiden Händen um die Hüften, hob ihn empor und schleuderte ihn zu Boden.

Der Burtsche überschlug sich, wollte aufspringen, stürzte aber den steilen Gang hinab — in das leere, steinige Bett des Baches, wo er sich nochmals im Fallen überstürzte und dann liegen blieb.

„Mein Gott, is er tot?“ fragte Hansl. „Er röhrt sich nimmer — und tut keinen Schnaufser net. — Am End' hat er's Gnid' brochen.“

„Recht' geschehen wär ihm schon, dem Schurken,“ sagte Allmers, indem er sich den Schweiß vom Gesicht trocknete. „Dieser Kerl ist an allem Unglück schuld, das über den Müller gekommen ist.“

(Fortsetzung folgt)